

Gorgen der Wirtschaft.

Die Wirtschaftslage Deutschlands steht gegenwärtig im Zeichen steigender Insolvenzziffern. Nach einem leichten, fast ausschließlich saisonmäßigen Rückgang in den Sommermonaten hat sich die Situation seit einiger Zeit wesentlich verschärft. Die Zahl der Konkurse erhöhte sich im Oktober auf 840 gegen 657 im Vormonat und 655 im Oktober 1928. In den ersten zehn Monaten des laufenden Jahres wurden insgesamt 8152 Konkurse eröffnet gegenüber 8120 im ganzen Jahre 1928, so daß also Ende Oktober die Konkreteinschlässe bereits überdritten war. Ueber die den Gläubigern aus den Zahlungs-einstellungen erwachsenden Verluste hat das Institut für Konjunkturforschung in einem seiner Wochenberichte Ende Oktober einige interessante Berechnungen veröffentlicht. Die Steigerung der Gläubigerverluste wird hier gegenüber dem Vorjahr auf einen Betrag von mindestens 130 Millionen Reichsmark geschätzt, eine Notifizierung, die vermutlich hinter dem tatsächlichen Umfang der Verluststeigerung noch beträchtlich zurückbleibe. Die gesamte Ausfälle der Gläubiger wurden vom Institut für das Jahr 1929 auf mindestens 470 Millionen Reichsmark geschätzt, ein Betrag, der sich nach den bisherigen Ergebnissen für 1929, nun auf mindestens 600 Millionen Reichsmark steigern wird. Berücksichtigt sind hierbei freilich weder die Schädigung der Gläubiger durch vorübergehende Festlegung von Betriebsmitteln in erst später realisierbaren Forderungen während der Abwicklung der Insolvenzverfahren, noch die Verluste aus Fälligkeiten, in denen mangels Masse es überhaupt nicht zur Eröffnung eines gerichtlichen Verfahrens kam.

Die starke Zunahme der Insolvenzen in den letzten Monaten steht zum Teil in engem Zusammenhang mit der Entwicklung an den deutschen Börsen. In zahlreichen Fällen sind die betanagteordneten Zahlungseinstellungen mehr oder minder bedingt durch die außerordentliche Reduktion des Aktienkursniveaus, durch die hierdurch verurlichte Schwächung der Kreditpositionen sowie durch eingetragene Kredite größeren Ausmaßes. Diese Zusammenhänge erklären ihrerseits den relativ hohen Anteil, mit dem deutsche Privatbankfirmen — darunter gute Namen — an den Insolvenzen der letzten Wochen beteiligt waren. Die Kreditlage der Gesamtwirtschaft zeigt weiterhin eine Tendenz zur Entspannung, die zwar nur zögernd sich durchzusetzen vermag, jedoch unvermeidbar ist. Einer Befreiung dieses Entspannungsprozesses steht immer noch die Ungefährlichkeit der öffentlichen Finanzpolitik und ihrer häufigen Ansprüche an den Geldmarkt entgegen. Die dilatorische Behandlung dieses Problems wirkt als ein Faktor der Unsicherheit, vergrößert den Prozeß der Geldentpannung und laßt so alle Kräfte zu einer Wiederbelebung der Konjunktur auf der Basis billigerer Geldverhältnisse. Zum Zweck der Konsolidierung der kurzfristigen kommunalen Verschuldung ist in den letzten Tagen die Landesbank der Rheinprovinz mit dem Plan einer Umschuldungsaktion an die Öffentlichkeit getreten. Träger der Umschuldung sollen die rheinischen Sparkassen und die Landesbank sein; den Kommunen soll für die Umschuldung ein Effektivzins von etwa 8,9 Prozent berechnet werden.

Je schlechter die Konjunktur, je schärfer der Konkurrenzkampf und je geringer infolgedessen die Verdienstspanne, umso verhängnisvollere Wirkungen wird die heutige Ueberbelegung des deutschen Unternehmenszeitens. Der Reichsverband der Deutschen Industrie hat vor einiger Zeit eine Untersuchung veröffentlicht über die Bedeutung, welche die Steuerbelastung innerhalb der Gesamtsituation eines industriellen Unternehmens besitzt. Die Feststellungen läßt sich auf die Befragung von 1065 Unternehmen mit mehr als 25 Prozent des Nominalkapitals sämtlicher deutschen Aktiengesellschaften. Für die Erhebung maßgebend war das Geschäftsjahr 1927. Bei den befragten Unternehmen ergab sich eine durchschnittliche steuerliche Gesamtbelastung von 51,3 Prozent des steuerpflichtigen Ertrages. Die Steuerlast entspricht etwa 3,68 Prozent des industriellen Umlages und etwa 4,06 Prozent des gesamten arbeitenden Kapitals.

Die Rationalisierung hat der deutschen Industrie Märkte wieder geöffnet, die in den Kriegs- und Nachkriegsjahren verloren gingen. Heute handelt es sich darum, diese Märkte zu sichern und zu erweitern. Die letzten Jahre sind jedoch auch im Auslande bei Deutschlands Konkurrenten am Weltmarkt zu einer stetigen Verschärfung und Umschichtung des industriellen Aufbaus ausgesenkt worden. Eine Abschwächung der Weltkonjunktur müßte infolgedessen sehr bald in einer merklichen Verschärfung des Wettbewerbs an den internationalen Märkten spürbar werden. Seit einiger Zeit deutet vor allem die Entwicklung in den Vereinigten Staaten auf eine langsame Sättigung des inneren Marktes. In den letzten Tagen sollen zwischen der amerikanischen Regierung und führenden Industriellen Verhandlungen gepflogen worden sein über die Möglichkeiten einer Politik der Konjunkturabschwächung; man denkt dabei namentlich an verkürzte Vergütung privater und öffentlicher Bauaufträge unter Erleichterung der Finanzierung. Freilich werden solche Maßnahmen eine geleitete Exportaufstützung der USA, an den Lebensmitteln, insbesondere in Mittel- und Südamerika sowie in den Ländern des fernem Ostens, nicht verhindern können. Von hier aus gesehen bleibt die Exportfrage für Deutschland ein Problem, dessen Lösung aufs engste mit der Reform der wirtschaftlichen Finanzpolitik verknüpft ist.

Die Rationalisierung hat der deutschen Industrie Märkte wieder geöffnet, die in den Kriegs- und Nachkriegsjahren verloren gingen. Heute handelt es sich darum, diese Märkte zu sichern und zu erweitern. Die letzten Jahre sind jedoch auch im Auslande bei Deutschlands Konkurrenten am Weltmarkt zu einer stetigen Verschärfung und Umschichtung des industriellen Aufbaus ausgesenkt worden. Eine Abschwächung der Weltkonjunktur müßte infolgedessen sehr bald in einer merklichen Verschärfung des Wettbewerbs an den internationalen Märkten spürbar werden. Seit einiger Zeit deutet vor allem die Entwicklung in den Vereinigten Staaten auf eine langsame Sättigung des inneren Marktes. In den letzten Tagen sollen zwischen der amerikanischen Regierung und führenden Industriellen Verhandlungen gepflogen worden sein über die Möglichkeiten einer Politik der Konjunkturabschwächung; man denkt dabei namentlich an verkürzte Vergütung privater und öffentlicher Bauaufträge unter Erleichterung der Finanzierung. Freilich werden solche Maßnahmen eine geleitete Exportaufstützung der USA, an den Lebensmitteln, insbesondere in Mittel- und Südamerika sowie in den Ländern des fernem Ostens, nicht verhindern können. Von hier aus gesehen bleibt die Exportfrage für Deutschland ein Problem, dessen Lösung aufs engste mit der Reform der wirtschaftlichen Finanzpolitik verknüpft ist.

Eine Aktion Dr. Schachts.

Der Reichsbanpräsident gegen „Verfallung“ des Youngplans.

Berlin, 6. Dezember.

Reichsbanpräsident Dr. Schacht hat den zuständigen Stellen eine zwölfseitige Denkschrift zum Youngplan überreicht, die er dem Reichstag, dem Reichsrat, dem Reichsausschuss und Durchführung des Planes Entschieden und Maßnahmen innerhalb und außerhalb Deutschlands getroffen worden seien, die es ihm unmöglich machten, weiter zuzusehen, wie die Wünsche des Youngplans verwirklicht und seine Erfolgswahrscheinlichkeit gefährdet werden.

Die Voraussetzungen, unter denen er, Schacht, die Annahme des Youngplans durch die Reichsbank empfahl, waren erstens, daß die darin enthaltenen gemeinsamen Empfehlungen und Vorschriften restlos und von allen beteiligten Mächten angenommen und geachtet würden. Die zweite Voraussetzung war, daß die deutsche Finanz- und Wirtschaftspolitik geordnet und auf erleichterte Trauung

der Lasten des Youngplans abgestellt wurde. „Obwohl seit der Unterzeichnung des Youngplans sechs Monate verstrichen sind, sehe ich nicht, daß die ausländischen Regierungen oder die Reichsregierung diesen beiden Voraussetzungen Rechnung getragen haben, vielmehr erfüllt sich das, was inzwischen geschehen ist oder angetrebt zu werden scheint, mit der allgrößten Verlogenheit.“ Dr. Schacht mag dann diese seine Bedenken in allen Einzelheiten geltend und schließt mit folgender Feststellung: „Ich habe mit allem Nachdruck die Agitation gegen den Youngplan bekämpft, ich halte das eingeleitete Votagesehen, das dieser Agitation dient, für einen schweren Fehler, weil es eine innere und kraftvolle Verteidigung anderer Interessen unter dem Youngplan untergräbt. Aber gerade weil ich mich für die Annahme des Youngplans einsetze, wünsche ich nicht teilzunehmen an seiner Verfallung.“

Es wäre eine Selbsttäuschung der Welt, zu glauben, wie können über die Youngzahlungen hinaus noch weitere beträchtliche Millionen oder Milliarden zahlen oder auf Eigentumsrechte verzichten. Es wäre eine Selbsttäuschung des eigenen Volkes, zu glauben, daß es bei der heutigen oder womöglich noch geleiterten Wirtschaftspolitik die Youngzahlungen aufzubringen in der Lage ist.

Die Denkschrift des Reichsbanpräsidenten Schacht über die vertriebenem Abklärung des Youngplans hat in allen politischen Kreisen großes Aufsehen erregt. Wenn auch über die Art und Weise des Vorgehens des Reichsbanpräsidenten zunächst noch Unklarheit besteht, herrscht dennoch Einmütigkeit darüber, daß Schacht hier schwerwiegende Beweggründe für einen so aufsehenerregenden Schritt gehabt haben muß.

„In schroffem Widerspruch.“

In einer amtlichen Erklärung heißt es: Der Herr Reichsbanpräsident Dr. Schacht hat der Reichsregierung ein Memorandum zu den in Gang befindlichen Verhandlungen über den Youngplan und zu den Fragen der Finanzpolitik zugeleitet. Die Reichsregierung muß die Befremden über die Veröffentlichung aussprechen, die vorliegt mit der die Stellungnahme des Herrn Reichsbanpräsidenten erfolgt. Sie gefährdet die einheitliche Staatsführung. Der Herr Reichsbanpräsident hatte zwar im Laufe der Besprechungen angeklagt, daß er sich vorbehalten müsse, seine Auffassungen über die Beurteilung der imbeciden Frage vorzulegen. Er hat dabei aber ausdrücklich betont, daß dies in einer Form geschehen werde, die seinen Schanden anstößig könne. Art und Inhalt des Memorandums sowie der Zeitpunkt seiner Veröffentlichung stehen hierzu in schroffem Widerspruch. Die Reichsregierung sieht es ab, sich im gegenwärtigen Zeitpunkt auf eine Auseinandersetzung mit den Darlegungen des Memorandums einzulassen. Die Reichsregierung ist sich bereits in den letzten Tagen darüber schlüssig geworden, dem Reichstage im Laufe der kommenden Woche die Grundzüge ihres finanziellen Gesamtprogramms zu unterbreiten. Das Programm wird Maßnahmen zur Sanierung der deutschen Finanzen, eine umfassende Steuerreform und die Entlastung der Raffenslage, insbesondere auch von den Zulässigen für die Arbeitslosen, umfassen. Die Reichsregierung wird die Einnahmen der Regierung befristeten Parzellen ist schon vor Tagen eine Einleitung zur Erweiterung dieses Programms für den Anfang der kommenden Woche zugegangen.

Raubvögel über dem Rauneckhof
Originalroman von Ann v. Pannus

14. Fortsetzung

„Mein einzig geliebter Frank!“
„Also nun bin ich in meiner neuen Stellung, bin der Diener des alten Fürstentums.“
„Nun, glücklich entkommen und ich bin es gar getroffen zu haben. Unerwartet wird ja allmählich bescheiden, wenn es mir auch immer noch schwer fällt, dieses Unternehmungen müssen. Und hier wird es mir wohl besonders schwer werden, weil ich Rauneck vor Jahren für mich die unwichtigste Person im Weltall gewesen und sie jetzt „meine Herrin“ ist. Sie ist Besitzerin eines hochfeudalen Gutes und renommierter mit ihren Bauernnahmen. Sie hat alles, was Menschen Begehrt, aber sie verachtet es nicht, ihren Reichtum zu genießen. Ansehender liebt sie auf der Schule ihrer bürgerlichen Ahnen fort. Ich will, wenn ich hier erst etwas warm geworden bin, den Versuch machen, sie für Heften zu interessieren. Bei Tisch habe ich ihren Inspektor kennen gelernt. Braucht nicht eifersüchtig zu sein, Meßner, er ist nicht mein Geschmack, aber ich bin ebenweniger bei seine.“

Er ließ sich das deutlich genug anmerken. Er ist groß und breit und himmelt Jule Rauneck an, die aber so dünn ist, daß es ihr gar nicht auffällt. Oder sie tut nur so, wie wäre aber auch eine Viesendammheit von ihr, wenn sie so was betreten würde. Eine, die so reich ist, wie sie, kann Ansprüche machen und nach einem Tisch Umhang halten. Wenn ich Dich nicht lieb hätte und dazu hätte, wir beide kommen bestimmt noch mal aus der hoffigen Grillens heraus, in der wir uns jetzt herumdrücken müssen, dann würde ich Dir selbstlos auf irgendeine Weise die Betrübnisse dieses Goldstückes vermitteln. Ein Baronströcklein zieht auch in unserer Richtung...

„Wolltlich gebährenden Zeit immer noch. Aber nichts davon. Ich bin glücklich, denn ich erhalte dabei daran zu denken, die Frau, oder es klingt in diesem Falle wohl besser, die Gemahlin des Barons Frank Willhard zu werden.“

„Deine Tante würde die Augen sicher sperrangelweit aufreihen, wenn sie etwas von meinem Ehrgeiz ahnte, daß ich damit regne, mich auch einmal mit dem gleichen Namen zu schmücken wie sie.“

„Ach, weißt Du, Frank, wenn man in so etwas hineingerät, wie ich hier, dann fühlt man den Reiz wie eine brennende Wunde.“

„Warum behandelst das Gesichtlich mit so nebenläßlich, die ich viel schöner bin als diese Bauernkette, und bei der ich noch dazu die dunklen Erbsen spielen muß, weil von ihr zuletzt mein Wohl und Wehe abhängt.“

„Ich werde sie dafür wohl allmählich hassen lernen, enn nichts empört mich mehr, als das Gefühl, jemand „ant“ zu schulden.“

„Ich werde, sobald es mir möglich, unter irgendeinem Vorwand nach Frankfurt kommen. Ich ignire die natürlich noch vorher und wir treffen uns dann in der kleinen Konditorei im Frankfurter Osten, wo wir uns schon mehrmals trafen.“

„Jetzt will ich aber ichgehen, denn dieser Brief ist reichlich lang.“

„Also gute Nacht, mein Freund, ich bin mit vielen Küßchen Deine getreue Tutta.“

„Warten in der Nacht fuhr sie aus erregtem Traume empot.“

„Sie mußte sich wirklich erst befinden, wo sie sich befand. Es war ja ihre erste Nacht in der noch fremden Umgebung.“

„Ein alter Volksglaube will wissen, was man in so einer ersten Nacht im neuen Heim träumt, geht in Erfüllung.“

„Sie schaltete die Nachtschlafbelästigung ein und atmete erleichtert auf. So töricht der Traum gewesen, so sehr hatte er doch ihre Herzen beruhigt.“

„Sie behnte sich beglücklich und konnte jetzt sogar über den Traum lächeln.“

„Wie war er doch so gewesen?“

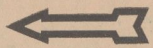
„Nein, an den Anfang des Traumes vermochte sie sich, trotz ermitteltem Nachdenken, nicht mehr zu erinnern, der wegte sich wie in vorräumigen Nebeln, aber der Schluß, aus dem sie so glücklich aufwachte, war deutlich in ihrem Gedächtnis haften geblieben.“

„Und der Schluß war so gewesen: Sie hatte Jule Rauneck am Arme Frank Willhards zum Altar gehen sehen, in irgendeiner kleinen, mit vielen Menschen gefüllten Kirche. Und als die beiden an ihr vorbeischnitten, fühlte sie einen unerträglichen Schmerz, aber sie presste beide Hände fest auf das Herz, weil sie wollte, Frank Willhard sollte die rechte Gattin des Rauneckhofes heiraten. Doch ehe das Paar noch an den Altar herangetreten, war plötzlich die hohe, breite Gestalt des Inspektors vorgestritt und hatte Frank Willhard von Jule zurückgerissen und ihn gewürgt, bis er zu Boden fiel. Danach hatte er sich auf sie gestürzt und seine Hände um ihren schmalen Hals gelegt. Wie ein eifermer Wolf hatten seine niederschließenden Hände ihren Hals zusammengepreßt, bis sie im letzten Augenblick, schon dem Ertrinken nahe, sich frei zu machen vermocht. Und da war sie aufgewacht.“

„Sie lächelte nicht mehr über den Traum. Noch in der Erinnerung glaubte sie den schmerzhaftesten Druck der barten Finger zu spüren.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeit ist da!



Das Weihnachtsgeschäft soll jetzt einsetzen, wenn die mit grossen Vorräten angefüllten Verkaufsräume einigermaßen geräumt werden sollen.

Pflicht des tätigen Geschäftsmannes ist es nun, dem kaufenden Publikum anzuzeigen, was er an Weihnachtsgeschenken zu bieten hat.

Kein Missmut ist am Platze, wenn auch anscheinend das Weihnachtswetter fehlt; gekauft wird doch und man sollte meinen, eine Witterung, die einem grossen Teile des Publikums Erwerbsmöglichkeiten bietet, ist besser als strenge Winterszeit, in der die Schornsteine die wenigen Spargroschen aufzehren.

Heraus mit euren Weihnachtsanzeigen,

ihr Gewerbetreibenden, zeigt der Kundschaft, daß auch in kleineren Orten Unternehmungsgest und Gelegenheit ist, nicht nur gut, sondern auch preiswert Weihnachtsbedürfnisse zu kaufen. **Der Erfolg gehört dem Mutigen.**

Die Geschäftsstelle des Nebraer Anzeigers wird gern bereit sein, bei der Aufstellung der Anzeigen mit Rat zur Seite zu stehen und in der Berechnung weitest Entgegenkommen zeigen. Der tüchtige Geschäftsmann aber warte damit nicht bis zur letzten Woche, sondern beginne schon jetzt. In der Wiederholung liegt der Erfolg.

Die Zeit ist da!



Bekanntgabe des Finanzprogramms.

Einmütigkeit des Kabinetts über die Verlautbarung. — Berlin, 8. Dezember.

Zu der Auseinandersetzung zwischen dem Reichsbankpräsidenten Schacht und der Reichsregierung wird von der Reichsregierung mitgeteilt, daß nicht erst die Denkschrift des Reichsbankpräsidenten die Regierung veranlaßt habe, ihr Finanzprogramm bekanntzugeben. Wichtig sei allerdings, wie ja auch schon aus der veröffentlichten amtlichen Verlautbarung hervorgeht, daß das Finanzprogramm nur in seinen Grundzügen bekanntgegeben werden sollte.

Die Meldung eines Berliner Blattes, daß die oben genannte amtliche Verlautbarung nur im Mehrheitsbeschlusse zustande gekommen sei, wird von zuständiger Stelle als unrichtig bezeichnet. Im Kabinettsrat vollkommene Einmütigkeit über die Verlautbarung ergiebt worden.

Das Anwitter über England.

Schließung des Hafens von Follstone.

London, 8. Dezember.

Schwere Gewitterstürme begleitete das Hagel und Wolkenbrüchen über England nieder. Während auf dem Land Windstößen von 130 Kilometer in der Stunde gemessen wurden, erreichte in den Straßen von London der Sturm 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit.

Grosse Flüge erschelten die nördliche Stadt, während Regen von teilweise tropischer Stärke niederging. Viele Straßen in den Vorstädten Londons standen unter Wasser und hinderten den Verkehr. Besonders stark betroffen wurde Wembley. Die Wasserströmungen im Themsetal haben erheblichen Umfang angenommen. Von den Klüften sind viele schwerer Segelgänger gemeldet, wie er jetzt Jahren nicht mehr gerettet habe. Der Hafen von Follstone mußte geschlossen werden, so daß der Kanadapostdampfer von Dover umgeleitet werden mußte. Der Dampferdienst Newhaven—Dieppe mußte ganz eingestellt werden.

Der 1250 Tonne große Dampfer „Honey“, der sich vor Selsey Bill befand, hat Postsignale ausgesandt. Boote der nächsten Rettungsstationen sind unterwegs, um die Besatzung zu übernehmen. Das Schiffsiff „Telonica“, das der „Honey“ zu Hilfe eilt, konnte wegen des Unwetters an dem Dampfer nicht heran kommen. Die elf Mann starke Besatzung des holländischen Dampfers „Mercede“ der sich bei Newhaven in Seemot befand, konnte gerettet werden.

Sturmrisiken in Frankreich und Spanien.

Die schweren Stürme der letzten Tage haben an der französischen Nord- und Nordwestküste ungeheure Schäden angerichtet. In Breizh sind ganze Straßenzüge mit Dächern eingestürzt. Zahlreiche Schornsteine stürzten zusammen. Die Zahl der im Hafen gestrandeten Boote läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen. Die Telefonleitungen

wurden außerhalb der Stadt zerstört, so daß Breizh seit 48 Stunden ohne jede Verbindung mit den übrigen Teilen Frankreichs ist. Auch in Cherbourg hat der Sturm schwer gewüthet.

In der spanischen Stadt Pontevedra sind die Flüsse infolge wolkbruchartiger Regenfälle über die Ufer getreten. Zahlreiche Häuser stürzten ein, ohne jedoch Menschenleben in Mitleidenhaft zu ziehen. Auch aus Bilbao werden unübersehbare Schäden gemeldet.

Zehners furchbares Verbrechen.

Der Abteilungsleiter im Leipziger Kriminalamt, Regierungsrat von Krüger, der in Straßburg das erste Verhör mit dem dort verhafteten Versicherungsgeldwäscher und Mörder Zehner durchgeführt hat, ist nach Leipzig zurückgekehrt und hat seiner vorgelegten Behörde über das Ergebnis seiner Vernehmung Bericht erstattet. Danach ist der Beweggrund zu der Tat Zehners in großer Notlage seiner Familie zu suchen.

Zehner hat nach seinen Angaben als Teilhaber eines Münchener Verlages (Wesfahrg-Verlag) große Verluste erlitten. 2000 Mark Beschäftigten waren in Kürze fällig, und es wurde ihm ein Darlehen angeboten, aber nur gegen die Sicherheit einer Lebensversicherung. Diese Lebensversicherung ist er zunächst eingegangen. Dann hat er sich mit seiner Frau bedrohen und ist nach seinen Angaben zu dem Entschlus gekommen, einen hohen Versicherungsbetrag seiner Frau dadurch zu verschaffen, daß er sich selbst mit dem Automobil absichtlich verunglücken lasse. Er sei aber dann zu feige gewesen, um die Tat durchzuführen, und habe stattdessen nach erneuter Rücksprache mit seiner Frau und von ihr beeinflusst den Plan geändert, einen fremden Menschen, nach dem voraussichtlich niemand fragen werde, um Leben zu bringen und die Sache so darzustellen, als ob der Getötete er selbst, Zehner, sei.

Ueber die Ausführung der Tat sagte Zehner, er sei am Abend des 27. November auf der Chaussee Regensburg—München von einem Wanderer angesprochen worden, der ihn gebeten habe, ihn nach München mitfahren zu lassen. Zehner habe ihm die Erlaubnis gegeben, zunächst ohne an die Tat zu denken. Während der Fahrt habe er seinen geplanten Versicherungsbetrag neuerlich durchdacht.

Er sei zu der Erkenntnis gekommen, daß nun der richtige und nicht wiederkehrende Augenblick gekommen sei, und habe auf der Straße zwischen Stiergärten und Mariastadt, etwa 13 Kilometer von der nächsten Siedlung entfernt, den Wagen zum Stehen gebracht und vorgegeben, es sei ein Schaden am Motor eingetreten.

Er habe den Wanderer verurteilt, veranlaßt, ruhig im Wagen sitzen zu bleiben. Lange habe er an dem Fahrzeug herumgearbeitet. Dann habe er aus einer Heliox-Benjaminne Benzol in und auf den Wagen, besonders auf die Trittbretter, geschüttet, um dem Insassen nach erfolgter Anzündung jede Möglichkeit zur Flucht zu nehmen. Er

habe dann das Benzol in Brand gesetzt. Eine Explosion sei erfolgt, und er habe gesehen, wie die Flammen die Aelder seines Begleiters ergrißen hätten. Dann sei er davonrennen. Er sei nach Regensburg gegangen und von dort nach München gefahren.

Wirtschaftlicher Wochenbericht

Mittelteil von der Mitteldeutschen Handelsbank, Magdeburg, durch die Stadtparkasse Braunschweig a. L.

Der Reichsbankausweis für den November-III. Quartal zeigt naturgemäß eine stärkere Anspannung infolge, als die gelomte Kapitalanlage um 596,8 Millionen auf 2667,1 Millionen Mark erhöhte. Die Gesamtbedeckung der Noten verminderte sich von 63,1 auf 53,6%.

Bescheiden für die abwärts gerichtete Entwicklung der deutschen Wirtschaft ist die Zahl der im Oktober im Reichsangehörigen öffentlichen Kontrakte, die sich auf 840 stellte. Auch das Institut für Konjunkturforschung fällt über die Konjunkturlage von Ende November folgendes wenig günstige Urteil: Während in der ersten Hälfte des 3. des vom Kapitalmarkt ausgehenden Hemmnissen durch verhärteten Anlansablauf und durch die entlassene Solvenzbeziehung absorbiert wurden, sind diese Faktoren seit Jahresmitte nicht mehr in gleicher Weise wirksam. Die Arbeitslosigkeit steigt mehr als fallionblich, Auftragsrückgang und Rohstoffeinbindung nehmen ab. Produktion und Umsatz konjunkturrempfindlicher Waren zeigen eine sinkende Tendenz und die Preisbewegung ist weiter abwärts gerichtet. In gewissen Überflüssen und Handelskennzeichen des öffentlichen und privaten Industrie- und Handelsstandes ist zu sehen, daß trotz der letzten eingetretenen Zunahme der Zufuhrenbrüche sich die Lage der Wirtschaft im allgemeinen nicht wesentlich vermindert habe. Der Rohmarkt habe sich sogar noch gegenüber dem Normalstand gehoben und auch auf dem Eisenmarkt sei zu Anfang des Monats November der Auftragsrückgang noch beobachtet worden. Die Lage der chemischen Industrie blieb — nach den Berichten der Handelskammer — im allgemeinen befriedigend, die der Textilindustrie befriedigt sich teilweise. Auch die Abfragen bei den Konsum der Bevölkerung arbeitenden Anwohnern zeigen Aussicht zur Belebung. In Bezug auf den Kapitalmarkt sind jedoch die in den Handelskammer-Berichten zum Ausdruck kommenden Ängstlichkeiten des Anlans wie bei den Konjunkturforschung. Die Meinungen gehen in dieser Beziehung dahin, daß sich trotz der noch wie vor bestehenden großen Kapitalknappheit doch eine Entlastung der Kreditmärkte anzubahnen sehe. In diesem Zusammenhang wäre noch zu erwähnen, daß die Zahl der bankunfähigkeitsüberordneten Gewerkschaften am 20. 11. 1929 um 20% höher als zur gleichen Zeit des Vorjahres ist.

Vom mitteldeutschen Arbeitsmarkt ist zu berichten, daß die Lage hier in der letzten Woche eine weitere Anspannung erfahren habe. Die Zahl der Arbeitslosen ist um 12.800 gestiegen und beträgt augenblicklich rund 170.600.

Raubvögel über dem Rauneckhof

Originalroman von Anny v. Penhuy

15. Fortsetzung

Er erhob sich und trant ein Glas Wasser. Nachdruck verboten

Sie wollte ein Weissen was bleiben, denn wenn man nach solchen Alpträumen gleich wieder einschlüft, spürt das überreizte Hirn den stärksten Traum weiter oder wiederholt ihn.

Fast eine Stunde lang lag sie nach und sie dachte, an dem kältesten Traume trag der Brief die Schuld, den sie noch vor dem Schlafengehen geschrieben.

Am nächsten Morgen hatte sie den Traum fast vergessen. Draußen war es über Nacht sehr winterlich geworden. Der Schnee, der bisher noch nicht gefallen, lag sie nur ab und zu flüchtig zeigt, war reichlich gefallen. Sutta Winden sah, ans Fenster tretend, in eine weiße, schimmernde Winterwelt.

Alle Rauneck empfang sie mit strahlenden Augen am Frühstückstisch.

„Nun können wir bald Schlitten fahren, Sutta. Das ist eins der herrlichsten Vergnügen, die ich kenne.“

Sier Tage danach fuhr man schon weit in den Taunus hinein, und Sutta Winden sah ganz rosig aus von der frischen, kalten Luft.

Sie war überhaupt sehr angetan, und da sie die Gabe besitzt, sehr gut über alles und nichts plaudern zu können, hörte sie mangelnd, was ihrem Interesseskreis bisher fern gelegen.

Auf der Heimfahrt machte man noch einen kleinen Umweg über Bad Godes und dort verpürte Ase Sanger.

Die beiden Damen fehlten in einem Hotelrestaurant ein, das im Sommer zu den beliebtesten Hotels des Bades gehörte und auch im Winter seine Porten öffnet.

Als Ase und Sutta den während der Saison als Speisesaal für die Kurgäste dienenden Raum betreten, fanden sie schon verschiedene Tische mit lagenden, schwabenden Ausflügler belegt.

Man trank Kaffee oder Wein. Appetitliche Kuchen standen vor den Gästen. Einige zogen mehrere Kost vor, es roch auch nach Geratenem.

Als die beiden Damen den schmalen Gang durchritten, mußten sie zwischen neugierigen Wänden hindurch.

Ase, in tiefer Trauer, fuhr unendlich reizvoll aus. Schon sie allein wäre aufgefallen. Doch ihre Begleiterin fiel noch mehr auf. Ihr weidmügender Gang, ihr leuchtendes Haar, die vorzellanene Klarheit ihrer Haut mußten überall die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Sutta war das Angeharrwerden längst gewöhnt. Sie quittierte es mit einem selbstbewußten Aufsehen der großen hellen Augen, darüber die schmelen dunklen Brauen sich so gerade hingogen, als hätte ein Lineal dabei mitgeholfen.

Etwas entfernt von den anderen Gästen nahmen die beiden Platz und bestellten bei dem Kellner Kaffee und Kuchen.

Ase hatte mit einem Male das Gefühl, sehr aufmerksam beobachtet zu werden, was man oft merkt, ohne es zu sehen.

Sie hob den Blick und schaute gerade hinein in zwei dunkle Männeraugen, die zu einem fühligen gedehnten Gesicht gehörten.

Ase begriff nicht, weshalb sie diese ihren Blick fehschaltenden Augen so verwirren konnten. Sie mußte den Blick fast gewaltsam losreißen.

Ein paar Sekunden später stand der Herr, der von schlanker, vornehmer Erscheinung war, schon an ihrem Tisch.

Er verneigte sich, murmelte das Wort „Verzeihung“ und wandte sich an Sutta.

„Welche Lieberzählung, Fräulein Winden, Ihnen hier zu begegnen. Ich habe mich heute dem Schlittenausflug von ein paar Freunden angegeschlossen und freue mich, Sie zu

treffen. Hoffentlich gefällt es Ihnen in Ihrer neuen Stellung besser als bei meiner Tante?“ Er wartete gar keine Antwort ab, sagte lebhaft: „Darf ich Sie bitten, Fräulein Winden, mich dem gnädigen Fräulein vorzustellen?“

Sutta war verwirrt über das merkwürdige Zusammenreffen, aber man merkte ihr nichts davon an.

Sie lächelte zu der einfügen Bekanntschaft hinüber.

„Gehalte mir, liebe Ase, die den Herrn Baron Franz Wildbad vorzustellen, bei dessen Tante ich Gesellschafterin gewesen, ehe ich zu dir kam.“

Ase neigte leicht den Kopf gegen den Baron und Sutta fuhr fort: „Fräulein Rauneck ist der gute Engel, der sich meiner angenommen, sie ist meine lebenswichtige neue Herrin.“

Ase wehrte ab: „So etwas mußte du nicht sagen, ich will nicht deine Herrin, sondern deine Freundin sein.“

Sutta lächelte ihr bescheidenes Lächeln und nahm das Fräulein ab, legte es auf einen Tisch.

Es war, als würde der kleine Saal plötzlich heller von dem rotgoldenen, leuchtenden Haar.

„Würden Sie mir erlauben, ein paar Minuten an Ihrem Tisch Platz zu nehmen, gnädiges Fräulein?“ fragte Franz Wildbad und sein Blick glühte wieder den Bild Ase Raunecks.

Ase wieder überfiel Ase dieselbe Verwirrung von vornhin.

Sie fächelte, man könnte ihrer Stimme die Verwirrung anmerken und so befaß sie sich mit einer einladenden Handbewegung.

Sie fächelte, man könnte ihrer Stimme die Verwirrung anmerken und so befaß sie sich mit einer einladenden Handbewegung.

Sie fächelte, man könnte ihrer Stimme die Verwirrung anmerken und so befaß sie sich mit einer einladenden Handbewegung.

Sie fächelte, man könnte ihrer Stimme die Verwirrung anmerken und so befaß sie sich mit einer einladenden Handbewegung.



Das Leben im Wort

Nr. 49



Unterhaltungsbeilage



1929

Liebe im Schnee

ROMAN VON
WOLFGANG
VLENGERKE

Zweites Kapitel.

Erste Fortsetzung

Als das Telephon läutete, sah dieses Fräulein Werner mit ihrem Papa beim Frühstückstisch. Sie war schon in vollem Stidreh, und die Bretter, wie Sportsleute die Skier gemeinhin zu nennen pflegen, standen neu und noch unberührt in einer Ecke des Salons.

„Das wird dein Skilehrer sein,“ sagte der Geheimrat Werner, während er auf die Uhr blickte.

„Ja,“ Grete Werner legte den Apparat wieder in die Gabel, „er wartet unten, Papa.“

„Hm,“ sagte der Geheimrat. „Zuerst möchte ich mit dem Mann aber ein paar Worte reden.“

„Weshalb denn?“ — Der Geheimrat lachte.

„Ich pflege mir die Leute anzusehen, denen ich meine Tochter anvertraue. Also laß ihn heraufkommen.“

Grete nahm wieder den Telephonhörer und bat den Skilehrer nach oben.

Wenige Minuten später klopfte es an der Türe.

„Herein!“ rief der Geheimrat.

Peter Leu, die Kappe in der Hand, trat ein.

„Sie sind der Skilehrer?“ fragte der Geheimrat und blickte den jungen Mann an.

Peter Leu verbeugte sich schweigend.

Der Geheimrat schien von der Musterung befriedigt zu sein; er deutete auf seine Tochter.

„Meine Tochter Grete möchte Unterricht nehmen. Vorkenntnisse hat sie gar keine, aber um so mehr Leichtsin.“

Grete lachte und reichte dem Skilehrer die Hand.

„Wollen Sie sich nicht einmal das Werkzeug ansehen, das ich dazu mitgebracht habe?“ sagte sie und deutete auf die Bretter. „Papa hat sie mir in Berlin gekauft . . . Er hat natürlich auch keine Ahnung davon . . . Vielleicht sind sie gar nicht zu gebrauchen.“

Peter Leu musterte die Skier mit einem Blick.

„Für den Anfang sind sie ausgezeichnet. Nur empfehle ich Ihnen noch einen zweiten Stock . . . Es ist sicher.“

„So, so,“ sagte der Geheimrat und sah hinter seiner Zeitung hervor. „Fällt man denn so oft dabei hin, wie?“

Peter Leu lächelte. Sein braunes, schmales Gesicht, aus dem die blauen Augen doppelt hell blickten, wandte sich dem Geheimrat zu.

„Man fällt ja weich,“ sagte er. „Schnee ist weich.“

„Na ja,“ meinte der Geheimrat. „Und dann schadet's ihr auch nichts, wenn sie mal einen blauen Fleck bekommt . . . Seien Sie nur nicht zu liebenswürdig zu ihr, Herr . . . Herr . . .“

„Leu,“ ergänzte Peter. „Peter Leu.“

„Also, Herr Leu . . . Wie gesagt, streng und tüchtig in die Lehre nehmen.“

Peter Leu verbeugte sich lächelnd und sah auf seine Schülerin, die sich ihre Wollkappe über die Ohren zog.

„Das dürfen Sie nicht so wörtlich nehmen, Herr Leu,“ sagte sie. „Papa hat nämlich gar nicht gern, wenn

man zu mir streng ist . . . Aber ich denke, wir werden uns schon vertragen . . . So, ich bin fertig.“ Und sie nahm die Bretter. — Der Geheimrat stand auf.

„Na,“ meinte er, „ich werde aus dem Fenster sehen, wie du dich dabei anstellst.“ Er küßte seine Tochter und gab Peter Leu die Hand.

Als Grete und ihr Lehrer vor das Hotel traten, nahm ihr Peter die Bretter ab und legte sie vor sie auf den Schnee. Schnell hatte er die kleinen Füße des Mädchens, die in derben Stiefelchen steckten, mit den Sölkern verbunden. Dann legte er seine Skier an und stellte sich neben sie.

„So; jetzt, bitte, gehen Sie neben mir her, aber achten Sie darauf, daß Ihre Füße ganz parallel bleiben, sonst gibt's ein Malheur.“

„Ja,“ sagte Grete zaghaft, und versuchte auszusprechen, dabei sah sie ängstlich auf ihre Füße.

Peter Leu hatte sie um die Taille gefaßt und zog sie mit vorwärts. Es ging ganz gut. Als sie aber auf den



Sie wollten durch den Ort auf den jenseits gelegenen Bergabhang.



Jugendglaube

Don E.-B. Gaede

Laßt mich nur erst mal groß sein,
Ihr werdet schon lehen, ich werde es packen —
und wenn Mutter jetzt klagt und gar weint,
dein Junge, der beugt so leicht nicht den Nacken.

In der Schule — nein, nicht lachen —
da proben wir jetzt schon alle den Mut,
nicht nur allein in Dummheiten machen,
nein, auch bei richtiger Jungenswut!

Ihr solltet nur sehen, wie sie fliegen,
hab' ich sie mit derben Fäusten am Nacken —
Laßt mich erst groß sein, ich werde schon fliegen,
ich werde das Leben schon richtig anpacken!

Teil der schneebedeckten Wiese kamen, wo sich ein leichter Abhang zum Ort hinabwendet, wurde Grete doch unsicher. Sie schaute zaghaft auf ihren Lehrer.

„Bleiben Sie ruhig stehen,“ sagte er. Grete spürte seinen Arm fester um ihre Taille. Sie stützte sich vollkommen auf ihn. Nun begann ein langsames Gleiten über den weichen Schnee, den die Stier, leicht rauschend, durchteuften. Es war wie ein Schweben, so frei und losgelöst von aller Erdschwere schienen sie die Fläche hinabzuschieben.

Grete fand es herrlich. Ihre Wangen röteten sich, und die klare, sonnendurchflutete Luft, die ihr Körper durchschnitt, fauchte in den Ohren. Bald verlangsamte sich das Tempo der Fahrt. Peter Leu bremste geschickt, und knapp vor den ersten Häusern des Ortes hielten sie still. „Das war schön,“ sagte Grete.

Peter Leu lächelte. Nun sollte sie wieder, wie vorher, neben ihm herschreiten. Sie wollten durch den Ort auf den jenseits gelegenen Bergabhang kommen, der sich besonders als Übungsterrain eignete und wenig benutzt wurde.

Im Ort selbst herrschte reges Leben. Die Luft war erfüllt von dem feinen, silbernen Geklingel der Schlittenschellen. Gewöhnlich zog ein Pferd hinter sich eine ganze Reihe bunter, kleiner Schlitten, auf denen die Fahrer hockten und mit ihren gebräunten Gesichtern fröhlich in die Sonne lachten. Diese Schlittenzüge fuhren gemeinsam zur Rodel- oder Bobbahn. Aber auch Skifahrer bedienten sich der Pferde, um sich pfeilschnell und geschickt über den weichen Schnee ziehen zu lassen. „Hol!“ riefen sie, wenn sie um die Ecken der nicht sehr breiten Straßen kamen.

Sie glitten am Café Tortoni vorüber, wo nachmittags sich fast die ganze Gesellschaft der Sportgäste in einem niedrigen, nach holländischem Muster eingerichteten Raum versammelte und mit ihrer schneecassen Kleidung im Nu eine echte Grogatmosphäre schufen. Grog aber tranken sehr wenige, die meisten bestellten sich Eis, richtiges Eis, wie man es im Sommer verzehrt, denn die Sonne hier oben brannte schärfer als im August.

Dann war da die Post, ein moderner Bau, an deren Eingang beständig ein sauber geordneter Wald von Stieren lehnte, und Schlitten der Reihe nach, wie zur Parade, aufgefahren waren.

Wichtige Fußgänger sah man sehr wenige, das war auch eine Eigentümlichkeit dieses Ortes: Alles glitt und fauchte dahin über den Schnee.

Grete Werner sah von alledem nicht sehr viel, denn sie mußte sehr auf ihre kleinen Füße achtgeben, die immer wieder die Neigung hatten, mit den Spitzen nach auswärts zu schreiten. Raun aber taten sie das, dann gab es eine unausbleibliche Verwirrung, hinten klapperten die langen Bretter zusammen, und ein hilfloses Stolpern begann. Peter Leu war aber immer rechtzeitig zur Stelle, um das ärgste abzuwenden.

„Danke,“ sagte Grete dann und lachte ein wenig hilflos. „Es ist doch nicht so leicht, wie ich mir gedacht habe.“

Peter Leu blickte auf das junge Mädchen an seiner Seite. Sie gefiel ihm. Aber er hütelte sich, zu rufen wie

sehr sie ihm gefiel, denn schließlich war er ein Skilehrer, der seine Stunde zu geben hatte und sich weiter um nichts kümmern durfte.

Bald hatten sie den kleinen Ort hinter sich.

„Haben Sie sehr viele Schüler?“ fragte Grete, die langsam neben ihm mit jenem Gleitschritt über den Schnee glitt, der dem Skibaby so viel Mühe zu machen pflegt.

„Sechs,“ gnädiges Fräulein.

„Sechs? Und viele Damen?“

„Nur noch eine Dame . . . Aber Mrs. Smith kann schon laufen. Sie nimmt mich nur mit, weil ich die Gegend gut kenne.“

„Sie machen Touren zusammen?“

„Ja, oft.“

„So,“ sagte Grete. Unwillkürlich blickte sie von der Seite in das scharfgeschnittene, braune Gesicht, das sich gegen den weißen Schnee wie geschickt abhob. Er sah wirklich gut aus, ihr Skilehrer. Ob er wohl immer Skilehrer war?

Jetzt schwiegen sie eine Weile, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, aber diese Gedanken beschäftigten sich, ohne daß sie es wußten, miteinander.

Endlich waren sie auf dem Übungsfeld angelangt. Peter Leu stellte seinen Stiefel in den Schnee, setzte seine Mütze ab und stülpte sie darüber. Jetzt erst sah Grete, daß er ganz blondes, glänzendes Haar hatte.

„Nun beginnt der Unterricht, gnädiges Fräulein,“ sagte Peter Leu. „Das war bis jetzt nur Spielerei.“ Und er begann langsam verschiedene technische Details zu erklären, er nannte die einzelnen Teile der Schneeschuhe, und Grete mußte sie wiederholen.

Sie standen inmitten des weißschimmernden Übungsfeldes, die Sonne brannte auf sie hernieder.

„Uff,“ sagte Grete und lachte. „Ich hatte gar nicht gedacht, daß Sie so gründlich sind, Herr Lehrer . . . Mein Papa würde an Ihnen seine Freude haben.“

„So,“ sagte Peter Leu. „Ja, aber das muß sein. Wenn Sie müde sind, wollen wir ein bißchen aussetzen.“

„Bitte,“ sagte Grete, und sie setzten sich nebeneinander in den Schnee.

Ihnen zu Füßen lag der Ort im Licht der Sonne. Weiterhin, auf der gegenüberliegenden Anhöhe, erhob sich der mächtige Bau des „Palace“, und die blau Spiegelnde Schlittschuhbahn vor dem Hotel war mit den gleitenden kleinen Punkten der Eisläufer besetzt.

Grete nahm eine Zigarette aus ihrem zierlichen goldenen Etui und bot es ihrem Lehrer an. Als die Zigaretten in Brand waren, meinte sie:

„Es muß doch ganz unterhaltsam sein, hier Skiterricht zu geben.“

„Weshalb?“ Klang es zurück.

„Nun, Sie kommen doch mit sehr vielen interessanten Leuten zusammen.“

„Ja.“

„Macht Ihnen das keinen Spaß?“

Peter Leu blies den blauen Rauch seiner Zigarette in die sonnenfunktende Luft.

„Nein,“ sagte er.

„Sie sind nicht gerne Lehrer?“

„Nein.“

„Sie sind wenigstens aufrichtig.“

Peter Leu nickte ernsthaft.

Sie schwiegen.

Nach einer Weile meinte Grete:

„Ich kann mir auch denken, daß es kein Vergnügen ist, Anfänger wie mich zu unterrichten, die keine Ahnung haben.“

Ihr Blick begegnete dem ihres Lehrers. Seine hellen Augen, die aus dem fast schwarzgebrannten Gesicht hart und klar sahen, glaubte sie fast körperlich zu spüren.

„Doch,“ sagte Peter Leu, „das ist ein Vergnügen.“

Grete Werner wurde rot. Sie lachte ärgerlich und sagte:

„Weshalb machen Sie mir Komplimente? Machen Sie doch Mrs. Smith Komplimente . . . Ist sie übrigens hübsch?“ Sie fragte es lustig, ganz ohne irgendwelche Nebenabsicht

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsmann wider Willen / Skizze von Kurt Rost

Meister Schwannede schlug unwillig auf die Stiefelsohle, die doch wirklich nichts für seine schlechte Laune konnte. Aber irgendwie mußte er seiner Mißstimmung Luft machen. Es war ja auch zu traurig. Alle konnten sie heute ihrer Familie eine Weihnachtsbescherung richten. Nur er nicht. Seit sich drei Häuser weiter so eine ganz moderne, „amerikanische Besohlanstalt“ niedergelassen hatte, war es mit seinem Geschäft bergab gegangen. Und nun hatten sie ihn ja so weit, daß er kaum noch das tägliche Brot für sich, seine krankliche Frau und die beiden Kinder schaffen konnte.

Wie hatten die Augen der beiden Kleinen schon die ganzen Wochen vor Weihnachten hindurch ihn verfolgt! Er konnte sie gar nicht mehr sehen, denn er wußte, daß sie am heiligen Abend sich mit Tränen füllen mußten. Er hatte ja nichts, das er ihnen schenken konnte. Und wenn er jetzt auch in der gleichen Stunde, wo anderwärts der Baum angebrannt wurde, in seiner Werkstatt saß und mitleidlos auf einer Sohle herumhämmerte, — es war alles vergeblich! Die moderne Konkurrenz war zu groß.

Mit einem lauten Krachen fiel der Stiefel, den Meister Schwannede noch eben auf dem Reisten gehabt hatte, auf die Erde. Aber mit vernehmbarern Ruck erhob er sich nun selbst, schüttelte die Schürze ab und ging euschlossen in die Wohnstube.

Die Lampe erhellte nur matt den kleinen Raum, in dem sich die Frau mit den Kindern zusammengesetzt hatte. Schwannede hatte durch die Tür gehört: sie erzählte den beiden Kleinen Märchen. „Hört mal, Kinder,“ brummte der Meister rauher, als er es wollte, „das ist ganz hübsch, daß auch die Mutter die Märchen erzählt! — Aber — ihr sollt auch einmal die Wahrheit hören: zu uns findet sich kein Christkind und kein Weihnachtsmann! Den halten sie drei Häuser weiter fest, in der Besohlanstalt!“

Die Augen der Kinder füllten sich mit Tränen, und die Meisterin duckte sich unter dem strengen Blick des Mannes. Aber er selbst wußte auch nichts mehr zu sagen. Heiß kam es auch ihm in der Kehle herauf, daß er am liebsten sich auch zu ihnen gesetzt und geheult hätte.

Klößlich führen alle auf. Hatte da nicht jemand die Tür zur Werkstatt geöffnet? Kein Zweifel! Jetzt hörten sie auch tappende Schritte, und gleich darauf erschienen in der behutiam geöffneten Tür eine Gestalt.

„Der Weihnachtsmann,“ riefen die Kinder wie aus einem Munde. Schwannede wuschte sich mit der schwieligen Hand über die Augen. Sollte das Märchen, das er verachtet hatte, Wirklichkeit geworden sein?

Und, als ob es so sein müßte, fragte die verummunte Gestalt mit dem weißen Bart und der Kutte die Kinder, ob sie auch immer artig gewesen seien. Die Stimme klang aber so freundlich, daß die beiden Kleinen gar keine Angst vor dem „Knecht Rupprecht“ hatten, und ihm vertraulich die Hände reichten, um die Hüfte und Koppel für ihr gutes Betragen in Empfang zu nehmen. Statt dessen aber zog der „Weihnachtsmann“ die Rechte aus der Kutte und richtete einen Revolver auf den Meister.

„Keiner rührt sich, verstanden? Oder ich schieße! Ich werde diese Tür abschließen und mich in Ihrer Werkstatt eindecken, Meister Schwannede. Ein paar Duzend Stiefel werden ja für mich abfallen, was? Wehe aber, wenn Sie versuchen sollten — — —!“

Meister Schwannede hatte die Besinnung wiedergefunden. Das war das Ende vom Liede! Nicht nur, daß er keinen Verdienst mehr hatte, jetzt sollte ihm auch noch ein hergelaufener Strolch seine Vorräte aus der Werkstatt stehlen. Aber, er sah es dem Manne an, jede Bewegung würde er mit einem gutgezielten Schuß beantworten. Es blieb ihm nichts übrig als —

Aber was war das? Die beiden Kinder zerrten plötzlich an der Kutte des falschen Weihnachtsmannes. Und der, des langen Gewandes ungewohnt, stranchelte und stolperte über einen Stuhl zu Boden.

Mit schnellem Sprung war nun Meister Schwannede bei ihm, kniete sich über den Mann, der sich wegen des weiten Gewandes nicht wehren konnte, und packte ihn so fest, daß der unter ihm Liegende sich aufs Verhandeln legen wollte.

„Versetzen Sie denn keinen Späß, Meister?“ wimmerte er durch seinen weißen Weihnachtsmannbart, der sich verschoben hatte.

„Aee, solchen Späß verstehe ich nicht!“

„Lassen Sie mich los, oder . . .“

„Was, oder?! Sie wollen auch noch drohen?“

„Ach wollte ja bloß — — —“

„Einen armen Schuster um das Beste betrügen, das die moderne Konkurrenz ihm noch gelassen hat! Ha Weich-

nachtsmann, ich verstehe mich aufs Besohlen, auch ohne elektrischen Antrieb!“

„Au, lassen Sie doch los, Sie brechen mir ja die Arme!“

Meister Schwannede dachte aber nicht daran, den Druck seiner starken Arme zu mäßigen. Es war ihm, als hielt er den Besitzer der Besohlanstalt selbst am Boden, und mußte er sich nun für alles rächen, was der ihm angetan hatte.

„Hübsch liegengeblieben, Weihnachtsmann! — Anna! Wo stehst du denn?“ Die Meisterin war blaß und völlig erstarrt auf einen Stuhl gesunken, als sich die Szere so schnell entwickelt hatte. Jetzt hauchte sie nur: „Hier bin ich!“

„Brauchst keine Angst zu haben, Anna, vor dem hier! Den halte ich schon. Aber lauf so schnell du kannst zum Revier und alarmiere die Polizei, denn allein werde ich mit unserem Besuch auf die Dauer doch nicht fertig.“

Anna Schwannede wußte, daß ihr Mann das Richtige getroffen hatte, und schen, in einem großen Bogen um die Männer, schlich sie zu der Türe und eilte durch die Werkstatt ins Freie. Erst draußen, als die Kälte des Winterabends ihr hart ins Gesicht schnitt, erwachte sie zur Wirklichkeit. Und die forderte von ihr, daß sie tief, was die müden Beine hergeben mochten. Jeder Augenblick, den sie zu spät kam, konnte über ihren Mann und die Kinder das Verhängnis bringen.

Atemlos kam sie im Revier an. Die Beamten hörten mißtraulich ihren Bericht, der auch verwirrt genug ausfiel. Aber sie verstanden die erregte Frau doch so viel, daß zwei von ihnen sich aufmachten, und sie nach dem Schusterhaus begleiteten. Dort fanden sie den „Weihnachtsmann“ noch am Boden liegen, über ihm kniete Meister Schwannede, mit eisernen Fäusten die Gestalt niederdrückend.

Die beiden Polizisten packten den Mann in der Kutte des Knechtes Rupprecht und führten ihn ab. Meister Schwannede mußte mit auf die Wache kommen und dort dem Kommissar noch einmal das Geschehene berichten.

Inzwischen hatten die Beamten den „Weihnachtsmann“ seines braunen Gewandes und seines Bartes entkleidet.

„Donnerwetter!“ entfuhr es dem Kommissar, als er in das Gesicht des Eindringlings sah, „kennen wir uns nicht schon, Bürschchen?“

Aber „Knecht Rupprecht“ biß die Lippen aufeinander und sah wütend auf Meister Schwannede.

Auch die Beamten des Reviers musterten den seltsamen Eindringling.

„Richtig,“ sagte der Oberwachmeister, „das ist doch der blonde Max.“

„Na, Herr Schwannede,“ wandte sich der Kommissar nun an den Schuhmachermeister, „das trifft sich ja fein mit Weihnachten.“

„Na, ich danke schön, Herr Kommissar, ich hatte mir Weihnachten anders vorgestellt!“

„Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, Meister, und — wenn ich recht unterrichtet bin . . .“

Damit ging er an seinen Dienstplatz und schlug ein Altentstück nach.

„Richtig, da steht's: Fünfhundert Mark Belohnung hat der Polizeipräsident auf die Ergreifung des ‚blonden Max‘ ausgesetzt!“

„Das ist aber eine feine Weihnachtsüberraschung,“ vllichtete der Oberwachmeister bei.

Meister Schwannedes Gesicht verriet allerdings nichts davon, daß alles „so fein“ wäre. Er hatte den Kommissar wohl nicht richtig verstanden und wollte gehen.

„Aber Herr Schwannede, freuen Sie sich denn gar nicht?“

„Was gibt's für unseren für Freude, Herr Kommissar?! Die andern, ja die . . .“

„Sind Ihnen fünfhundert Mark zu Weihnachten noch nicht genug?“ fragte der Kommissar erstaunt.

„Fünfhundert Mark?“ buchstabierte Schwannede ungläubig.

„Hier, lesen Sie selbst die Verfügung des Präsidenten! Auszahlen kann ich Ihnen den Betrag natürlich noch nicht, aber sicher ist er Ihnen!“

Jetzt endlich hatte Schwannede begriffen. Und, von Rührung und Dankbarkeit überwältigt, streckte er dem Kommissar beide Hände entgegen.

„Uns brauchen Sie nicht zu danken, Meister! Aber Sie haben einen schweren Jungen dingfest gemacht, und dafür sind wir Ihnen dankbar!“

„Fünfhundert Mark, fünfhundert Mark,“ marmelte leise Meister Schwannede immer wieder vor sich hin, als er seiner Wohnung zuschritt. Und als er an der „Amerikanischen Besohlanstalt“ vorbeikam, glitt es über sein Gesicht fast wie ein wenig Schadenfreude. „So'n Weihnachten haben die doch nicht wie wir!“

Die Urabnen der Früchte / Von Egon H. Straßburger

Wir essen, wir trinken, wir genießen, aber wir fragen selten danach, wann der liebe Gott die Bohne, die Linse, den Tabak zum erstenmal wachsen ließ. Immermehr entfernen wir uns von der Beschaulichkeit dieses Erdendaseins, und wir denken weder über den Gufavenbaum, noch über die köstliche Weinrebe nach, sondern wir gehen, von etwas Hunger getrieben, in das Restaurant, und der Herr Ober im Frack überreicht uns devotest die Speisekarte. Hier allerdings wäre es aus manchen Gründen manchmal schon angebracht, über die Zusammenfügung vieler Gemüße und Gerichte nähere Aufklärung zu erhalten, aber wir wissen ja, daß der Herr Ober immer Optimist ist und nur schön von seinen Speisen spricht. Die Sekunde fliegt, der Herr Ober fliegt, und wir haben wenig Zeit und fügen uns ins Unvermeidliche.

Immerhin ist es interessant, auch von Ephemeren zu erfahren, ob der Stammbaum beziehungsweise der Baumstamm weit zurückreicht in die Daseinsgeschichte und wo die Heimat sich befindet.

Die Weinrebe ist wohl das edelste Gewächs unter der Sonne, und sie hat Jahrtausende schon die Menschen erfreut und in glückliche Stunden versetzt. Einst wuchs sie wild in allen wärmeren Gebieten. Dann aber kam die Hand des Menschen und die köstliche Traube! Schon unter den Pfahlbauten von Parma wurde Weinrebenjamen gefunden. Und weiter noch in der prähistorischen Zeit haben sich Blätter in Tuffsteinen abgelagert. Sie haben sich erhalten.

Den berühmten Wein von Kanaan hat man in der biblischen Geschichte reichlich genossen.

Russische Pflanzenentdecker behaupten, daß die Heimat des feurigsten Weines am Kaspiischen Meere zu finden sei. Aber die Ägypter ihrerseits meinen, daß der feurigste Wein vor etlichen sechstausend Jahren an den Gestaden des Nils gewachsen sei, während die Chinesen etwas bescheidener sind und erklären, daß erst vor achtzehnhundert Jahren Wein im Lande der Zöpfe geboren sei. Jedenfalls aber reicht die Kultur der aufbeisternden Rebe weit ins graue Altertum zurück. Was hätte das Herz auch in seinen frohen Stunden ohne goldenen Tropfen beginnen können?

Im Jahre 1498 brachten die Portugiesen die leuchtenden Drangen nach Indien. Ein Schriftsteller jener Zeit aber behauptet, daß im Jahre 1420 die Apfelsine nach Europa eingeführt worden sei. Die Meinungen über Export und Import gehen hier etwas auseinander. Nachgewiesen ist, daß eine Verordnung von Ferno über Apfelsinen aus dem Jahre 1316 stammt.

Nimmt man aber an, daß in China der Drangenbaum schon zur Zeit des großen römischen Augustus anzutreffen war, so freuen wir uns dieses alten Adels im Obstbereiche.

Erst viel später kam die Mandarine auf. Ihre Heimat sollen die Sundainseln gewesen sein.

Verwandt, verschwägert und befreundet mit diesen Früchten ist die Banane, jene Frucht, die heute in Deutschland populärer als die Pfeffergurke oder die wohlschmeckende Mordchel ist.

Der löbliche Pater Thomas de Berlangas brachte 1518 Bananen von den Kanarischen Inseln nach San Domingo. Aber schon die Araber sprachen von der wundervollen Frucht, die den Herren wie den Damen damals gleich vorzüglich mundete. Auch Alexander der Große soll mit Vorliebe Bananen gegessen haben, und mit ihm seine Feldherren. Sie wuchs in unerhörtem Maße, fättigte und schmeckte ausgezeichnet. Sie war ein billiges Beförderungsmittel für das Meer.

Die Banane war sowohl im Altertum als auch im Mittelalter überall verbreitet. Nur in Amerika fühlte sich dieselbe damals nie heimisch.

Eine unserer Lieblingsfrüchte, die Königin der Bowle, und die Kaiserin der Obstarten, ist weit später entdeckt worden.

Später bauten China, Peru, Indien in reichlichem Maße Ananasfrüchte an. Heute wächst diese Frucht üppig in Amerika. Daher erklärt sich auch der billige Preis auf dem deutschen Obstmarkt.

Auch die Dattel, diese wohlschmeckende Südsfrucht, schaut auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Erst neulich brachten die Zeitungen die Notiz, daß in einem der ägyptischen Königsgräber (wohl, um den toten König noch zu ernähren) frisch aussehende Datteln gefunden worden seien. Fragt sich nur, ob aus Versehen ein Fellah diese Datteln kurz vor der Entdeckung hingelegt hatte. Es ereignen sich ja ständig Irrtümer in den Königsgräbern.

Jedenfalls war die Dattel genau wie die Feige in der biblischen Zeit ein Hauptnahrungsmittel der südlichen Völker. Herodot beschäftigte sich eingehend mit den Datteln Babylons. Ägypten scheint allem Anschein nach die Dattelheimat zu sein.

Von den Südsfrüchten, den Lederen, zur Hausmannskost. Hier an erster Stelle die Linse, jene Frucht, die in „roter Färbung“ Eans Lieblingsessen war.

Die Linse ist eine prähistorische Süßenfrucht, und ihre Heimat dürfte wohl der Orient sein. Man hat auch Beweise dafür, daß die Linse schon in der Bronzezeit den Magen damaliger Menschen ergötzt hat.

Ein Sprung in das ganz Volkstrümliche: zur Kartoffel. Kaum denkbar erscheint es uns, daß es Zeiten gegeben haben soll, in denen die Kartoffel nicht den Tisch von arm und reich beglückt hat.

Immerhin fällt ihre Entdeckung erst in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Walter Raleigh und Thomas Herrriott sollen um diese Zeit die Kartoffelknollen von Virginia nach Holland gebracht haben. — In der Schule aber lernten wir das hinreichende Gedicht von Franz Drake:

„Franz Drake hieß der brave Mann,
Der vor vierhundert Jahren
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren . . .“

In diesem Gedicht erfahren wir, daß er der richtige Kartoffelmann gewesen ist.

Von der Kartoffel frucht zu den Getränken.

Sicher ist selten beim Fünf-Uhr-See die Rede auf dieses Getränk gekommen. Aber es ist bekannt, daß schon dreitausend Jahre vor der Geburt Christi Tee getrunken worden ist.

Fraglich erscheint es allerdings, ob der Tee von damals bei der Geselligkeit eine so führende Rolle gespielt hat wie heute. Der noch populärere Kaffee hat seine Wiege in Abyssinien. Handschriften aus dem Mittelalter geben hierüber allerlei Aufschluß. Von Abyssinien kam der Kaffee nach Arabien, aber es ist verwunderlich, daß die Kreuzritter niemals diese köstliche Frucht nach Europa gebracht haben. Sie hätten damals sicher Zeit gehabt, einige Proben einzupacken und ihren Frauen eine kleine Freude damit zu bereiten.

Im Jahre 1710 sandte Holland Ludwig XIV., der sich langsam zum Menschenverächter entwickelt hatte, eine Kaffeepflanze. Der König war begeistert und taute aus seiner Weltverbissenheit etwas auf. Er hegte und pflegte sein Pflänzchen, und es wird berichtet, daß er außerordentlich viel Freude an dem erotischen Gewächs gehabt haben soll.

Im achtzehnten Jahrhundert wurden überall die Kaffeehäuser eingeführt, und schon unter Friedrich dem Großen war der Kaffee ein populäres Getränk geworden — wenn auch mit einigem Wenn und Aber.

Von der Zeit an geht der Siegestauf über die ganze Erde.

Wenn Frauen alt werden / Von Käthe Marcard

Blumen werden welk und vergehen, aber Menschen sollen reifen wie Bäume, die Früchte tragen. Darum ist richtig, daß mit dem Alterwerden das Reifen gleichen Schritt hält! Bei vielen Menschen, besonders bei Frauen, findet man oft unreifes Alter. Ihr Blick ist rückwärts gerichtet auf verlorene Jugend, und deshalb gleichen sie tauben, verwelkten Blüten, aus denen keine Frucht reifte. Alles Gewesene, Entglittene aber ist schattenhaft — nur vorwärtsgerichtet sein ist stark und zukunftsreich.

Wenn erste weiße Fäden das Haar der Frauen durchziehen, sollen sie sein wie ein Baum, der voller Früchte hängt. In der Blütezeit schwankte er, von jedem Winde bewegt, und ließ sich entblättern. Nun aber steht er still — ganz still, und seine Haltung ist, wie die aller Schenkenden, ein wenig ernst und

gebugt, fast zärtlich. Wenn nun ein Wind durch sein Laub läuft, durch seine Zweige weht, ist's kein Schwanken mehr, nur ein leises Zittern — und eine Frucht fällt, — schwer und gesättigt — zur Erde. — Man fühlt es fast, wie der Baum sich verschenkt. — Das ist Reifen. —

Frauen, die so alterwendend, reifen, nicht reiflos altern, begegnen jeden Tag der Liebe, aber sie nehmen sie anders als in den Tagen der Jugend. Vielleicht kommt die Liebe verlangender und vielfältiger zu ihnen in den späten Tagen, aber dem Verlangen, das nach ihrer Reife greift, begegnen sie nicht mehr mit der Unbedenklichkeit der Jugend.

Der Baum ist kein Blütenbaum mehr, er steht still und schweigt. Er verschenkt seine Früchte, die von innen heraus wachsen, aus dem Ur-Mütterlichen, — eine nach der andern.

